journal
AM WOCHENENDE
31. JANUAR 2026

Die Insel der **Witwen**



Der Victoriasee im Osten Afrikas versorgt Millionen Menschen, doch Überfischung, Fangverbote und Korruption bedrohen die Existenz seiner Bewohner. Hilfsprojekte versuchen, die Not zu lindern, doch die Zukunft der Menschen in den Küstengebieten der Staaten Kenia, Tansania und Uganda bleibt ungewiss.

FOTO: SASCHA MONTAG / ZEITENSPIEGEL



Am Morgen kommen die Fischer mit ihrem Fang zurück. Dieser wird von den Frauen zum Trocknen gebracht und dann für wenig Geld verkauft. *Fotos: Sascha Montag/Zeitenspiegel*

Fischer ohne Zukunft

Auf der kleinen Insel Lolwe im Victoriasee kämpfen Witwen wie Naigaga ums Überleben. Ein Fangverbot aus dem Jahre 2017 hat ihre Existenz zerstört. Armut, Verlust und Hoffnungslosigkeit prägen das Leben der Fischerfamilien in einer Region am Abgrund. *Von Patrick Witte*

Fast schüchtern wirkt Rosie Naigaga auf dem schmutzigweißen Schemel, auf ihren Knien wackelt eine dunkelblaue Plastikschale voller Reis. Eine zarte Frau, ihr Gesicht glatt, die dunklen, kurzen Haare versteckt unter einem Kopftuch mit schief aufgedrucktem Schriftzug der Luxusmarke Balenciaga. Geduldig sortiert sie die Körner, gebeugter Rücken, starrer Blick. Nur Körner sind für sie übrig geblieben – statt großer Viktoriabarsche wie zu den Zeiten, als ihr Mann noch lebte.

Nein, sagt sie, einen Fischer erschossen habe die Armee länger nicht mehr. Das passierte vor allem zu Beginn des Fangverbots im Jahr 2017. Damals begannen die Patrouillenboote mit den PS-starken Heckmotoren und der großen, schwarzen Aufschrift „Ambulance", vor ihrer Insel Lolwe auf dem Victoriasee die Fischer zu kontrollieren. Wie groß sind die Netze? Wie lang die Boote? Aber vor allem: Fangen sie Viktoriabarsch? Wer vor den Kontrollen fliehen wollte, lief Gefahr, von den Kugeln der Armeegewehre erwischt zu werden. Oder sprang in Panik über Bord und ertrank.

Wen die Armee mit falschen Netzen oder zu vielen Barschen erwische, sagt Naigaga, komme ins Gefängnis. Dort drohen Schläge mit Gewehrkolben oder Metallstangen und die Männer stünden vor der Wahl, durch Bestechung schnell wieder freizukommen oder für einige Zeit zu verschwinden. Dennoch sterben die Fischer von Lolwe weiterhin. Meist sind nicht mehr die Kugeln der Staatsgewalt Schuld. Sondern seine Vorschriften. Lolwe galt früher als die Insel der Fischer. Heute ist sie die Insel der Witwen.

Lebensquelle einer gesamten Region

Der Victoriasee im Osten Afrikas ist die Lebensquelle der gesamten Region. Der zweitgrößte Süßwassersee der Welt mit einer Fläche so groß wie Bayern versorgt über 30 Millionen Menschen an den Ufern der Anrainerstaaten Tansania, Kenia und Uganda. Er schafft Arbeit in den Großstädten Mwanza, Kisumu oder Entebbe, versorgt zahllose Dörfer und Felder an seinen Ufern mit Wasser – und mit Fisch. Wenn die Bewohner der Inseln im See denn fischen dürften.

Uganda exportiert heute jährlich mehr als 18.000 Tonnen Viktoriabarsch nach Europa. Der Verkauf seines Filets nach Deutschland und Spanien und seiner Schwimmblasen nach Asien ist zu einem Geschäft geworden. Fischfabriken, größtenteils mit chinesischen und indischen Eigentümern, feilschen um den Barsch. Dessen Bestände sind deshalb bedrohlich geschrumpft, strenge Auflagen sollen die jungfische und damit das Geschäft schützen. Früher füllten Barsch und Tilapia die Bäuche und Geldbeutel der Anwohner. Heute kontrolliert die Armee auf Lolwe sogar deren Teller.

Auch Naigaga gab der Victoriasee einst ein Leben. Dann nahm er ihre Existenz. Aus den drei Schulräumen hinter ihr schallen die Stimmen der Kinder hinaus in die Hitze, offene Holzbauten, gehalten von rostigen Nägeln und klapprigen Balken, an denen Fledermäuse schlafen. Naigagas zwei jüngste Kinder lernen hier, die drei anderen hat sie zu ihrer Mutter zurück auf das Festland geschickt. Weil es auf Lolwe keine weiterführenden Schulen gibt. Aber vor allem: Alle könnte sie auch nicht mehr ernähren.

„Unser Leben war gut", sagt Naigaga. „Wir hatten alles, was wir brauchten." Sie meint früher, vor dem Fangverbot. Als ihr Ehemann Richard für einen der Großbesitzer von Booten auf den See fuhr, seinen festen Anteil vom Fang ausgezahlt bekam und einige Victoriabarsche mit nach Hause brachte. Naigaga verkaufte sie anschließend und kehrte mit Tomaten, Salat oder Kleidern zurück in ihr Dorf. Heute ist Naigaga 34 Jahre alt, Witwe, allein mit den beiden Jüngsten.

Fast täglich hilft sie nun bei der Zubereitung des Schulessens. Wenn sie die Köchin unterstützt, kommt ihr der Direktor bei dem Schulgeld entgegen. Anders könnte sie die umgerechnet 50 Euro jährlich nicht mehr bezahlen. Die Schule gleicht dem Zentrum ihres Universums. Von hier sind es nur wenige Minuten entlang eines ausgetretenen Pfades hinab zu ihrem Dorf Gorofa, von dort kann sie fast die Fischer am Ende des Hügels sehen, deren Netze sie flickt, von hier aus geht sie über die rostrote Staubpiste bis zum Fährlanleger, um von ihrem mageren Lohn, umgerechnet 50 Cent, Kochbananen oder Maniok zu holen.

Diese Orte bilden die Koordinaten ihres täglichen Lebens, und sie bilden auch ihre Grenzen. Natürlich könnte sie zurück auf das Festland. Weg von hier. Aber sie weiß: „Als Single mag dich jeder. Aber mit fünf Kindern wird es schwer."

> **Früher füllten Barsch und Tilapia die Bäuche und Geldbeutel. Heute kontrolliert die Armee sogar die Teller.**

Der Todestag ihres Ehemanns liegt schwer in ihrem Gedächtnis, selbst die Uhrzeit weiß sie noch. 22. April 2022, 16 Uhr. Naigaga wie immer am Fähranleger, eine Freundin tauchte plötzlich auf, ob sie bitte mit nach Hause kommen könnte? Schweigend gingen sie, 20 Minuten, in denen das schlechte Gefühl vom Bauch in den Hals stieg. Als sie die Menschentraube vor ihrem Haus sah, verstummt, begann Naigaga zu weinen. Niemand musste ihr noch sagen, dass ihr Mann ertrunken sei. „Es war ein Unglück. Gottes Entscheidung", sagt Naigaga.

Bis hierher gleicht Naigagas Geschichte dem traurigen Schicksal vieler Seeleute und ihrer Familien der Region. Das „wohl gefährlichste Gewässer der Welt, gemessen an der Zahl der Todesopfer pro Quadratkilometer", nennt das National Lake Rescue Institute in Uganda den Victoriasee – besonders gegen Abend, wenn die Temperaturen am Land abkühlen, aber das Wasser warm bleibt, entstehen heftige Stürme, die Boote kentern lassen und bis zu 5000 Menschen in den Wellen begraben – jedes Jahr.

Allein in Naigagas Dorf, so schätzt sie, seien von eintausend Familien die Hälfte der Ehefrauen verwitwet. Mindestens. Ähnlich sehe es in den anderen Siedlungen aus. Ob in Gorofa, Kandege oder Kabalira – überall fehlen Ehemänner, Väter, Ernährer. Die Männer ertrinken. Aber die ganze Insel geht unter.

Keine Zukunft

Die Insel ist erst seit gut 30 Jahren wieder aus ihrem Dämmerschlaf erwacht. Nachdem Tse-Tse-Fliegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit der Schlafkrankheit fast alle Bewohner von Lolwe ausgerottet hatten, waren es vor allem ruandische Flüchtlinge, die Mitte der 1990er-Jahre auf der kleinen Insel sicheren Schutz fanden. Und Nahrung – dem Fisch sei Dank. Die Bevölkerung stieg wieder an, man baute Hütten aus Lehm oder Holz.

Heute gibt es einen Fähranleger, drei Pensionen und das kleine Gesundheitszentrum von Dr. Daniel Ocan. Ein zurückversetzter Flachbau in der Hauptstraße, der Rasen davor penibel kurz gemäht. Ocan ist ein Hüne von Mann, kurzgeschorenes Haar, herzliches Lachen, doch hinter dem Berg von Patientenakten scheint auch er fast zu verschwinden. Seit zehn Jahren arbeitet Ocan auf der Insel, mittlerweile als offizieller Inselarzt, und stellt die medizinische Grundversorgung von Lolwe sicher. Die Bewohner kommen zu ihm, die Schwangeren, die Kranken und auch die Toten.

Ocan hat Zahlen, die er aus dem Einzugsgebiet seiner Klinik ableitet, das auch kleinere Nachbarinseln umfasst. 16.800 Bewohner, 750 Kinder unter fünf Jahren, 3400 Frauen im gebärfähigen Alter, HIV-Rate knapp fünf Prozent – so sein geschützter Blick in die Demografie. Fast jeder Patient erzählt ihm zur Untersuchung seine Geschichte. Ocans Eindruck ist eindeutig: „Das soziale Gefüge bricht immer mehr zusammen", sagt er. Armut, Gewalt, auch Aids und Teenager-Schwangerschaften nehmen wieder zu.

Ocan weiß von immer mehr Männern, die als Fischer auf Lolwe ihre Familien nicht mehr unterstützen können, von Suiziden, weil sie die Raten der Geldverleiher nicht stemmen können. Ehefrauen suchen allein auf anderen Inseln ihr Glück. Kinder, gerade einmal zwölf, 13 Jahre alt, können wegen Geldmangel nicht mehr zur Schule gehen. „Vor allem die Töchter fangen an, in den Bars zu arbeiten – erst am Tresen, später meist in der Prostitution", sagt er.

Alle drei Monate, so Ocan, sei mit dem Tod eines Fischers zu rechnen. Fast niemand habe hier richtig schwimmen gelernt. In den Uferböschungen lauern Krokodile und Nilpferde, >>>>



Gerade noch bezahlbar: Ein einfacher Verschlag ist das Zuhause von Rosie Naigaga und ihren jüngsten zwei Kindern.

>>>> Schwimmwesten sind unerschwinglich. Wer bei Wellengang in den See fällt, sei meist verloren. Ocan erinnert sich noch genau an das Jahr, in dem die Zahl der ertrunkenen Fischer auf Lolwe anstieg: 2017.

Drei Monate Frist, sagt Ocan. Dann war Fischen auf dem Victoriasee praktisch verboten, überwacht von Spezialeinheiten der Armee. Auf anderen Inseln um Lolwe gibt es fruchtbare Böden, Obst und Gemüse. Auf Lolwe kaum. Zu steinig, zu sandig – die Bewohner können nicht vom Ackerbau leben. „Lolwes Acker ist der See", sagt Ocan.

Doch das Fangverbot war notwendig. Die Bestände von Tilapia, Sardinen und Barsch waren Anfang 2017 am Ende. Der zweitgrösste Süsswassersee der Welt war praktisch leergefischt. Die britischen Kolonialherren hatten den Nilbarsch in den 1960er-Jahren im See ausgesetzt, gerade einmal 35 waren es. Ohne natürliche Feinde vermehrte sich der Fisch nahezu ungebremst. Andere einheimische Fischarten starben aus, das ökologische Gleichgewicht des Sees geriet ins Wanken. Eine Geschichte, die der Dokumentarfilm „Darwins Alptraum" bekannt machte.

Barsche, so groß wie Delfine landeten in den Netzen, der Fisch war Massenware, Essen für die Armen. Bis die Europäer den Barsch wieder für sich entdeckten: Seine Omega-3-Fettsäuren sollten gegen Bluthochdruck, Herzinfarkt, selbst gegen Demenz schützen. Der Lates niloticus wurde zum Exportschlager. Eine teure Delikatesse, die tonnenweise auf den Fischtheken Europas, Asiens und der USA landete. Das brachte Fabriken wie Fischern am Victoriasee gutes Geld ein. Es galt: Volle Kraft voraus. Die engmaschigen Netze holten immer mehr Barsche aus dem Wasser, meist bevor diese laichen konnten. Und der Victoriabarsch drohte auszusterben.

Ein wirtschaftliches Desaster für die ganze Region drohte. Rund um den See schloss die Hälfte der 36 Fischfabriken ihre Tore, tausende Arbeiter wurden entlassen. Die Regierungen der Anrainerstaaten suchten nach Lösungen. Und Ugandas Präsident Yoweri Museveni fand 2017 seine. Nachdem Vorschriften für Mindestfanggrößen vor allem an Korruption und Geldgier scheiterten, entschied die Regierung sich für drastische Gesetze, Vorschriften und vor allem strenge Kontrollen durch die Armee.

Was für Generationen von Fischern frei war, bekam plötzlich Grenzen und Strafen. Bootsgrößen, Netzmaschen wurden vorgeschrieben, Steuermarken und Nummernschilder waren Pflicht, Quittungen für Fanggerät mussten vorgezeigt werden, dazu Fanglizenzen. Um die Vorschriften zu erfüllen, brauchte es vor allem: Geld. Wer Glück hatte, konnte wie Naigagas Ehemann bei Bootseignern anheuern. Doch die meisten Fischer von Lolwe sind auf sich gestellt. Sie fahren auf eigene Rechnung hinaus, weit auf See in ihren kleinen Booten. Illegal.

Für Naigaga sind nur noch die Netze der Fischer interessant, die sie flickt. Einen Victoriabarsch kann sie sich nicht mehr leisten, obwohl die Tiere vor ihrer Haustür leben. Maisbrot muss reichen. Naigaga hofft, dass ihre Kinder Maurer oder Mechaniker werden – wenn sie überhaupt auf der Insel bleiben. Hauptsache keine Fischer. Der Victoriasee ist für Naigaga vor allem eins: Ein Grab.

Ein Davor und ein Danach

Sie kehren am frühen Morgen zurück, wenn der Horizont die Sonne noch festhält, ihre ersten Strahlen tauchen die Wolken über Lolwe in zartrosa, orange, dann honiggelb. Unter der Farbenpracht dunkle Schatten auf dem See, schmal wie Pfeile. Der Bug der Boote erhebt sich kaum aus dem See, ein kurzes Aufheulen des Motors, der Steuermann dreht am Griff und übertönt das Rauschen der Wellen und die Schreie der Silberreiher.



Die Shadrob Junior School in Gorofa, dort versammeln sich die Witwen und lassen sich registrieren. *Fotos: Sascha Montag/Zeitenspiegel*

Vom Bug der Piroge springt Ashraf Bon in die Bucht von Gorofa, seine nackten Füße verschwinden im Wasser und der letzte Schwung hilft Bon, das Boot an das Ufer zu schieben. Das T-Shirt zerrissen, seine Schulterblätter arbeiten wie gestutzte Flügel, auf seinen Armen pulsieren Sehnen und Muskeln. Bon ist 52 Jahre alt. Mehr als die Hälfte seines Lebens hat er auf Lolwe und damit auf dem See verbracht. Als Saisonarbeiter.

Auch er teilt seine Zeit auf Lolwe in ein Davor und Danach. Schließt er die Augen, sieht er die Bilder, in denen er einen gesamten Strandabschnitt ablaufen konnte, ohne den Sand zu berühren, von Boot zu Boot konnte er steigen, wohl 200 Pirogen reihten sich aneinander, bevor sie alle ins Wasser glitten. Und Stunden später voller Fisch wieder landeten.

„Fisch war immer da, wir holten uns einfach, was wir brauchten, verkauften den Rest", sagt Bon. Bis zu einer Million Schilling konnte er so verdienen, fast 250 Euro – pro Ausfahrt. „Wir waren frei, unsere Geldbörse glücklich." Zwei Ehefrauen und 14 Kinder kann er mit seiner Fischerei ernähren. Ein Monat auf See, dann je eine Woche bei einer Familie am Festland. Es reichte. Bislang.

Heute blickt Bon auf wenige Pirogen am Strand, dazwischen verfallende Holzboote, wie eingetretene Brustkörbe ragen ihre Planken und Spanten in den Sand. In Bons Boot, zwischen öligen Benzinkanistern und eingeholtem Netz, liegt seine Ausbeute: Unterarmlange, silbern glänzende Fische, die Münder offen und bewegungslos: Viktoriabarsch. Die ganze Nacht waren sie draußen, gefangen haben er und sein Steuermann genau vier. „Nebensaison", sagt Bon dazu nur, besser für den Verkauf im Dorf geeignet als mit den Agenten der Fischfabriken zu verhandeln. Sie wollen jeden Barsch, zahlen aber nicht die üblichen fünf Euro pro Kilo, sondern drücken die Preise.

Bis Bon wieder größere Fische an Land zieht, müssen dagaa die Fischer über Wasser halten. Klein wie Finger, kann diese lokale Sardinenart aber nur zu einem Fünftel des Geldes verkauft werden, das die Barsche einbringen. Aus Eimern und Schüsseln schütten die Frauen am Strand die Beute auf riesige Planen, wo die Fische in der Sonne trocken.

> **Agenten der Fischfabriken wollen jeden Barsch, zahlen aber nicht die üblichen fünf Euro pro Kilo.**



Die Soldaten kommen in der Nacht

Auf dem See ziehen keine Fischtrawler mit fremder Flagge ihre Kreise, um Beute zu machen. Dies erledigen die lokalen Fischer. Doch für Bon wäre es auch zur Hochsaison kaum noch möglich, 60, 70 Barsche einzuholen, so wie es früher die Regel war. Immerhin, sagt Bon, müsse er die Kontrollen der Armee nicht fürchten. Sein Boot habe die Mindestgröße von fast neun Metern, durch die faustgroßen Maschen seines Netzes entkommen Jungfische unter 50 Zentimeter Größe und an der Seitenwand der Piroge stehen Name und Telefonnummer des Besitzers. Bon erfüllt die Vorschriften. Ganz anders die meisten Fischer auf Lolwe. Besonders nachdem die Armee ihre alte Ausrüstung beschlagnahmte.

Sie kamen in der Nacht, in Uniform, ihre schwarzen Stiefel rot von Staub. Die Soldaten der UPDF, der Uganda People Defence Forces, zogen in den Dörfern von Haus zu Haus, weckten die Schlafenden und schickten sie zu den Anlegestellen am Wasser, erinnert sich Bon. Die Armee wollte die Netze sehen, die Boote. „Die meisten Fischer glaubten, dass die Armee die engmaschigen Netze nur austauschen wolle – gegen größere, gegen erlaubte." Stattdessen sammelten die Soldaten die Ausrüstung, kippten Benzin über Netze und Boote und zündeten alles an. Wer protestierte, sagt Bon, bekam Schläge oder landete hinter Gittern.

Bon sagt, er habe Glück gehabt. Arbeitet legal für einen Bootsbesitzer, bekommt seinen festen Anteil vom Verkauf. Doch diese Arbeitsplätze sind rar. Nachdem so viele Fischer ihr Material verloren haben. Wer soll sich auf Lolwe passende Boote, Netze, sogar einen Motor für umgerechnet über 3000 Euro leisten können? Ihnen bleibe keine andere Wahl, als in ihren kleinen Booten mit zu engen Netzen hinauszufahren, immer in Angst vor den Patrouillen. Oder sie steigen auf die hohen, rutschigen Felsen vor an der Küste und werfen ihre Stockangeln aus.

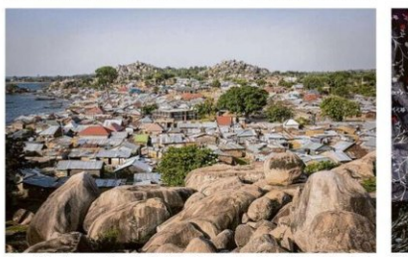
Selbst auf die Teller der Bewohner werfen die Soldaten einen Blick – wer Viktoriabarsch isst, fragen sie, woher der stammt. Der Fisch sei hier wichtiger als der Mensch, so kommt es den Fischern vor. Doch egal, ob die Männer von Lolwe legal oder illegal fischen, eines vereint alle, sagt Bon: Das Risiko. „Die Konkurrenz ist härter geworden. Wir müssen weiter raus, um zu den Fischgründen zu kommen, länger auf See bleiben." Und hoffen, dass sie zurückkommen. Damit Frauen wie Naigaga nicht zurückbleiben.

Die schaut von ihrer Schale auf zum Holztor der Schule. Durch den Einlass kommen Frauen, strömen geradezu. Ein Vertreter der Vereinigung der Fischer und Seeanrainer (AFALU) hat sich angekündigt. Viele Witwen sind der Mund-zu-Mund-Propaganda gefolgt – Junge mit Babys ebenso wie Ältere. Über 160 Frauen aus der Umgebung sitzen schließlich im Halbkreis um John Hembeela, manche auf Plastikstühlen, manche auf dem Boden. Hembeela – weißes Poloshirt mit NGO-Aufdruck, hohe Stimme, fester Blick – ist Vorsitzender des Bezirks Lolwe. Er versucht an anderen Tagen, zwischen den Wünschen der Fischer und der Politik zu vermitteln, meist erfolglos.

Doch heute steht ein anderer Punkt auf seiner Agenda – die Vereinigung der Witwen von Lolwe. Schließlich, sagt Hembeela, werde das Leben mit Solidarität besonders für die Witwen einfacher. Hembeela spricht von einer Gemeinschaftskasse, von einer vereinten Stimme starker Frauen, davon, dass einmalige Hilfszahlungen der Regierung auf Lolwe sinnlos versickern. Naigaga hat am Ende der Rede nur eine Hoffnung: Ob die Schulgebühren ihrer Kinder von der NGO bezahlt werden könnten? Das Schulrad möge sie verneinen. Aber am Ende kämpfe hier jeder für sich selbst.

So wird sie auch an diesem Abend mit ihren beiden Kindern zurückkehren in die windschiefe Hütte in der stickigen Hitze ihres Dorfes. Immerhin konnte sie hier wohnen bleiben nach dem Tod des Ehemanns, schafft es regelmäßig, die Monatsmiete von 60 Cent aufzubringen. Hier brachte sie ihre Kinder zur Welt, hier lebten sie zusammen als Familie.

Kakerlaken krabbeln über den nackten Erdboden in der Hütte, allein über der Matratze hängt ein Moskitonetz, eine einzige Solarlampe spendet etwas Licht. An der Bretterwand der einzige Farbtupfer des dunklen Raums: Zwei Kalenderblätter, eines mit Werbung für Motoröl, das andere Blatt mit dem Slogan „Yes, I can.", direkt nebeneinander geklebt. Als ob Naigaga sicher gehen müsste, dass beide Zettel auch wirklich das gleiche Datum angeben. Dabei ändern sich ihre Tage auf Lolwe nie.



Bange Zukunftsperspektive: Das Dorf Gorofa, Heimat von Rosie Naigaga, ist mit seinen Hütten ein dauerhaftes Provisorium.



Kein gleichwertiger Ersatz für den überfischten Barsch: Die getrockneten Sardinen werden für wenig Geld säckeweise an einen Großhändler verkauft.

Es gibt Hoffnung zumindest für die Kinder der Insel: Die deutsche NGO **„People United for Care, PUC-Africa"** unterstützt seit 2023 die Shadrob Junior School. Infos: puc-africa.de